

handelt ward, ist der erste Abschnitt des Buches, in dem Schubert sich mit den Grundvorstellungen des nachbiblischen Judentums beschäftigt: Gottes- und Auserwählungsbegriff, Sündenbegriff, Jenseitsvorstellungen und Eschatologie. In einem weiteren Kapitel beschreibt Schubert die jüdische Gnosis, deren Verwandtschaft mit dem mandäisch-manichäischen Erlösungsmysterium allerdings vielleicht noch klarer hätte herausgearbeitet werden können. Dann wären wohl auch die gnostischen Motive „Welten“, „das Abgeschnitten-sein“, „die Pflanzung“, „das Verborgensein“ u. a. berücksichtigt worden. (Vgl. dazu die wichtige Arbeit von A. Altman: Gnostische Motive im rabbinischen Schrifttum, MGWJ, N. F. 47, 1939, S. 369 ff.) Hinsichtlich der Vorstellung von einem gefallenem weiblichen Prinzip wäre vielleicht zu fragen, inwieweit dabei die Gestalt der „Lilith“ eine Rolle gespielt hat.

Im zweiten Hauptteil behandelt Schubert das Judentum im Mittelalter, vor allem die Religionsphilosophie des Saadia Gabirol, Jehuda Halevi, Maimonides, des weiteren schließlich auch die Kabbala. Für eine Erörterung des Sefer Chassidim (Buch der Frommen; ausführlich darüber Scholem im FR 12/15, S. 22 ff. angezeigten Werke) fehlte wohl der Raum. Hierbei handelt es sich um das Grundwerk jüdischer Glaubensfrömmigkeit der Juden Deutschlands im Mittelalter. Im Abschnitt über die Neuzeit behandelt Schubert von den mystischen Bewegungen (Iurianisches System, Sabbatianismus, Frankismus, Chassidismus). Hiermit hätte das Buch ohne Schaden sein Ende finden können, denn die beiden letzten Kapitel: „Aufklärung und Emanzipation“ und „Zionismus“ (zusammen 17 Seiten) sind nur andeutend und allzu kurz geraten, als daß der sonst nichtorientierte Leser viel damit anfangen kann. Gestalten gleich Abraham Geiger, dem großen Reform-Theologen, und Samson Raphael Hirsch, seinem neo-orthodoxen Gegenspieler, werden ebensowenig erwähnt wie die jüdischen Philosophen Hermann Cohen und Franz Rosenzweig (von einmaliger Zitierung des letzteren abgesehen). Vielleicht wäre Schubert die Bedeutung des 19. Jahrhunderts für das Judentum klarer geworden, wenn er das Buch von Max Wiener, Jüdische Religion im Zeitalter der Emanzipation (Berlin 1933) gekannt hätte.

Bei der Lektüre fielen im einzelnen die folgenden Kleinigkeiten auf: die Pharisäer wurden erst allmählich zu einer politischen Bewegung (nicht: „Partei“), als sie nämlich begannen, die Überlieferungen der Vergangenheit den Erfordernissen der Gegenwart anzupassen (zu S. 11). Die Übersetzung von Damaskusschr. 8, 12 f. muß lauten: „bis daß erstehet, der Gerechtigkeit lehrt, am Ende der Tage“. Von einem „Wiederaufstehen“ ist nicht die Rede (zu S. 67 und 78 f.). Sektenkanon II, 19 sodann bedeutet nicht, daß der Novize seinen Eintrittseid alljährlich erneuern muß, denn sonst würden schließlich alle Mitglieder des Bundes als Novizen zu bezeichnen sein; gemeint ist: das gesamte Aufnahme-ritual soll nur während der Herrschaft Belials Geltung haben, d. h. bis daß ein neuer Äon kommt (zu S. 74). Sektenkanon XI, 10 kann nur übersetzt werden: „denn der Mensch geht zwar seinen Weg, aber er setzt nicht fest seinen Schritt, denn bei Gott ist das Recht, und aus Seiner Hand kommt die Vollkommenheit des Wandels“ (S. 77). Unverständlich ist Schuberts Behauptung, daß laut Git. 56b, R. Jochanan b. Zakkai seine Zustimmung zur Zerstörung des Tempels gegeben hätte! In der hier angeführten Talmudstelle (S. 218, Anm. 8) findet sich davon gar nichts. Im Literaturhinweis (S. 226) fehlt das zweibändige Werk von L. Finkelstein, The Pharisees, 1946³, man vermißt ferner die Angabe des nützlichen Werkes von S. W. Baron, A Social and Religious History of the Jews, 1952² (2 Bde.).

Trotz den erwähnten Einwänden kann aber Schuberts Buch allen denen, die nach Kenntnissen über das nachbiblische Judentum streben, warm empfohlen werden. Es dürfte die erste völlig sachliche und unpolemische Darstellung seines Gegenstandes sein, die je bisher in einem christlichen Verlage des deutschen Sprachgebiets erschienen ist. E. L. Ehrlich

Shin Shalom: „Galiläisches Tagebuch“. Aus dem Hebräischen übersetzt von Anna Nussbaum. Heidelberg 1954. Drei Brücken Verlag. 163 Seiten.

Mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion entnehmen wir die folgende Besprechung aus den „Frankfurter Hefen“, Mai 1956 (11, 5), S. 362 ff.

So fabelhaft und lyrisch beginnt ein Buch, das Ereignisse festhält, die kaum ein Jahrzehnt zurückliegen.

Ein Mann war im Lande, der aufhorte ein Fremder zu sein und einer der unseren ward. Seine Kleider sind die Kleider aller Menschen, und die Jahre seines Lebens sind dreißig und zwanzig. Er fährt, wohn ihn das Auto fährt und wenn es die Geschwindigkeit vergrößert, ergreift ihn beklemmende Angst. Aber das Herz, das in seiner Brust dumpf schlägt, ist unser Herz, und wir sind es, die er mit sich trägt in die flutende Fülle der Tage. Ich lache in meinem Herzen. Ein Lehrer bin ich in Israel, der die Ferien im Lande verbrachte und der jetzt zu Tafel und Kreide zurückkehrt. . . .

Den geschichtlichen Rahmen bildet der israelisch-arabische Krieg, oder besser: seine Vorstufe, das Grenzgeplänkel, [d. h. es handelt sich um Ereignisse vor 1948, vor der Staatsgründung, was auch zum folgenden Text beachtet werden muß. Anmerkung der Red. des Rundbriefs]. Nur an wenigen Stellen wird das politische Geschehen direkt vermerkt. Vielmehr zeichnet ein Lehrer auf, was ihm in einem jüdischen Dorf an der Grenze widerfuhr: das eintönige und doch befriedigende Leben als Erzieher, die wenigen Begegnungen mit anderen Gebildeten (so einem Biologen und einem Arzt), die Gefahren des Grenzkampfes, vor allem aber die Liebe zu dem Arabermädchen Lejna. Den beiden jungen Menschen ist kein Zusammenleben gegönnt, die Barriere der Feindschaft bleibt unüberwindlich. Flüchtige Liebkosungen, gestohlene Augenblicke (ängstlich vor den Augen der Mitbürger verborgen), eine halbe Nacht — das ist alles. Aber es genügt, um ein Dorf zu retten, denn Lejna, die in den relativ friedlichen Zeiten gegenseitigen Mißtrauens als Magd im jüdischen Dorf arbeitete, die verschwand, als man zu schießen begann, sie kommt noch einmal wieder, um die Juden vor einem Überfall durch die Männer des eigenen Stammes zu warnen. Der Angriff wird abgewehrt, der Lehrer dabei verwundet und später ins Spital der nächsten Stadt gebracht. Das Ende des Buches entspricht dem Anfang: wieder fährt der Held ins Galil zurück, um in seinem Dorf Unterricht zu erteilen. Lejna aber ist einem Hirten versprochen, der Vater hat sie wegen ihrer Warnung nicht ganz zu Tode geprügelt.

Es läßt sich kaum eine banalere Konstruktion denken als diese. Und doch ist Shin Shaloms Tagebuch eigentümlich ergreifend. Die lyrische Prosa mit ihrem gleichsam naiven Pathos wird das ganze Buch über durchgehalten, die Reflexionen und Gefühle des Lehrers, meist in aktives Präsens gesetzt, sind wichtiger als das Geschehen selbst. Anklänge an alttestamentarische Klagelieder werden im Leser wach. Mit solcher Melodie im Ohr verwandelt sich harmlos Beschriebenes in bedeutendes Geraune. Die Prosa glüht auf, wenn Gefühl und Ereignis sich decken, so bei der Beschreibung jener jüdischen Frauen, die dem arabischen Ansturm auf das Dorf ausgesetzt sind:

. . . Jüdische Frauen, die teuren Töchter Zions, braun das Gesicht und weiß die Zähne, von denen wir unser Heil erwarten, auf die wir unsere Zukunft bauten — sie laufen mit wirren Haaren und stieren Blicken herum, wie dort in der Ukraine und an den Ufern der Weichsel, verzehrt von Angst, preisgegeben dem Schicksal: lebendiges Fleisch, das auf seine Schächter wartet. Und wenn es auch einzelne unter ihnen gibt, deren Stimme metallener widerhallt und in deren Worten eine höchste Freude klingt, die Freude derer, die jubelnd der Krone des Märtyrertods entgegengehen: das Herz findet sich nicht damit ab, das Herz will nicht, daß diese Frauen kämpfen, daß sie sterben, daß sie von Händen Fremder entweiht werden. . . .

Shin Shalom, Jahrgang 1904, stammt aus Polen, sein Großvater war Rabbi chassidischer Observanz. 1922 gelingt der Familie die Flucht nach Jerusalem, nachdem einige Jahre lang Wien flüchtiges Quartier gab. Shin Shalom schreibt Hebräisch, er erhielt für seine Lyrik mehrere Literaturpreise, sein „Galiläisches Tagebuch“ erreichte bisher vier Auflagen.

Wir dürfen also annehmen, daß diese Art von Prosa die jüdischen Leser anspricht, daß sie sich mit ihr identifizieren, selbst wenn so schwierige Probleme wie das der Liebe zwischen Jude und Araberin behandelt werden. Wir wissen nicht genug von neuer israelischer Literatur, können nicht beurteilen, ob das „Galiläische Tagebuch“ in einer literarischen Tradition steht (einer sehr jungen Tradition). Aber der Erfolg des Buches in Israel erlaubt doch einige Hinweise. Es wird klar, wie heftig die Einrichtungen des israelischen Staates und sein Schicksal die Juden bewegen, wie selbstverständlich ihnen die Organisation der Wehrsiedlung, des Bauerndorfes der Pioniere geworden ist. Shin Shaloms Werk ist in diesem Sinn, trotz seiner privaten Atmosphäre, trotz seiner lyrischen Form ein Tendenzbuch, im Einklang mit den herrschenden Maximen. Es macht zugleich deutlich, wie wenig der Staat Israel mit anderen säkularen Institutionen zu vergleichen ist, wie stark sich Hoffnung nach zweitausend Jahren Verbannung an ihn heftet, wie sehr er als Erfüllung eines Traums erscheint. Die Sehnsucht des ausgewählten Volkes hat sich irdisch manifestiert und ein israelischer Dichter wird des Liedes fähig, ihn zu besingen.

Folgerichtig werden Traditionen originär jüdischer Art, wie sie sich innerhalb Europas am reinsten in Galizien bewahrt haben, aufgegriffen. Shin Shalom verwandelt sich alte Vorbilder so an, daß sie auch das Neue mitnehmen: die Gewehre der Araber, die Traktoren der Landbestellung, Kibbutzim und Kriegsgefahr. Es ist hier nichts zu finden von den Experimenten europäischer und amerikanischer Literatur, nichts von dem hochdifferenzierten — und meist unglücklichen — Bewußtsein, das die Dichtungen unserer Zeit bestimmt. Am ehesten findet man Verwandtschaft zu gewissen expressionistischen Erzählungen, aber es muß fraglich bleiben, ob das eine Abhängigkeit bezeichnet. Das Buch ist in einer bestimmten Art jung, unbelastet von jener Fragwürdigkeit, der sich der Schrei nach Jugend bei den Expressionisten entrang. Diese Jugend entspringt Uraltem, den Büchern Ruth, Hiob und Esther, dem Hohen Liede Salomons. Sie hat die Traditionen der europäischen Literaturgeschichte mit deren Problemen verworfen, damit auch die Erinnerung an deren christliche Prägung (die sich in These und Antithese durch unsere Dichtung zieht). Aber das Gedenken an abendländische Literatur (so sehr sie vergessen werden soll, in der Form vergessen wird), kann nicht ganz getilgt werden, es äußert sich in dem unverhohlenen Ressentiment gegen die „Intellektuellen“, deren kritische und zugleich resignierende Haltung einem Farmer- und Soldatenvolk unangemessen sei. Der Lehrer im Galil hat für die Intelligenzler aus dem Café von Tel Aviv nur Verachtung:

... Wie glücklich bin ich, daß ich mich jeden Tag einige Stunden von unseren „jüdischen Intellektuellen“ entfernen kann, die eher Europäer als Juden und Menschen sind! Wie befriedigt es mich, an dieser Welt teilzunehmen, die ganz Natur, Frische und klare Rede ist...

Was hierzulande als Zeugnis fataler Reaktion zu gelten hätte, die Berufung aufs Natürliche und seine ungeistige Lebendigkeit, das erklärt sich in Israel als Forderung der Selbstbehauptung, als Ergebnis eines Regenerationsprozesses, der jeden Tag durch die umwohnenden Völker gestört und vernichtet werden kann. Zugleich zeigt es die Gefahr, in der sich die Ideologie von der eigenen Heimstatt befindet, eine Gefahr, die wahrscheinlich am sichersten durch die Mischung von undogmatischem Sozialismus und dem wiedererstandenen Heldenstum der Großen des Alten Testaments gebannt wird. Doch entgeht auch Shin Shalom nicht dem Zwiespalt, der sich aus der doppelten Frontstellung gegen Europas Ge-

schichte (an der doch auch die Juden teilhaben) und Arabiens Geschichtslosigkeit ergibt.

Der Dichter notiert: er läßt die Bedenken stehen, ohne Widerlegung, ohne Rechtfertigung: der Kampf ist im Moment wichtiger als die Skrupel des Reinen.

Dies ist eine fremde Welt. Man pürt sich an sie heran, man tut einen Blick über ein neues Land und ist dann aufs Warten verwiesen, was es noch bringen möge. Der Rang dieses Buches bestimmt sich eben nicht nach literarischen Kategorien, die hier nur beschränkt tauglich sind, sondern nach der Auskunft, die es über ein Volk gibt, dem wir viel schulden und das selbst in seiner Staatlichkeit das Stigma der furchtbaren und glücklichen Auserwählung nicht verlor.

Roland H. Wiegstein

Elly Jannes: Palästina zwischen Krieg und Frieden. Die aufpeitschende Gegenwart eines gevierteilten Landes. Übersetzt aus dem Schwedischen. Wien-Stuttgart 1956. Eduard Wancura Verlag. 207 Seiten.

Das vorliegende in deutscher Sprache bisher beste Palästina-buch. Die skandinavische Reiseschriftstellerin vermittelt ein getreues Bild sowohl über die arabischen Staaten: Libanon, Syrien, Jordanien — wozu auch die Altstadt von Jerusalem gehört — wie auch über „die andere Seite“ — Israel.

Die „andere Seite“, von der man jenseits von Israel meint, daß „eben alles schlecht ist... das meiste ist erdichtet — es ist angenehm, konstatieren zu können, daß alles auf der anderen Seite schlechter ist!“ — S. 152) —. In Israel hingegen redet man „von allem, was ihnen dort nicht mehr zugänglich ist: von den Streifzügen in den Basaren der Alten Stadt, von der Weihnacht in Bethlehem und der Höhle unten am Jordan, wo man die Isaiasrollen, die ältesten in der Welt, gefunden hat... — und dann wieder und wieder von der Alten Stadt...“ S. 158).

„Vereint und in freundschaftlicher Zusammenarbeit könnten die Länder des Vorderen Orients ihre kahlen Berge und von der Sonne ausgedörrten Gefilde in einen blühenden Garten Eden verwandeln. Aber bis dahin ist ein unendlich langer Weg. Vielleicht schien das Ziel noch nie so fern zu liegen wie jetzt. Ja, es ist wahrlich vonnöten, daß einer Gebete singt...“ (S. 10).

Man sollte eine solches Buch lesen, schon um nicht etwa noch den Haß aus Unkenntnis zu schüren, sondern vielmehr um Brücken schlagen zu helfen.

Die Verfasserin läßt die Ereignisse und Eindrücke sprechen. Der Text wird durch gute Illustrationen ergänzt.

Israel-Informationsdienst: Herausgegeben von der Informationsabteilung der Israel-Mission, Köln (kann daselbst gratis bezogen werden: Köln-Ehrenfeld, Subbelratherstr. 15). Wir weisen auch diesmal auf diese Möglichkeit hin, sich über die aktuellen Fragen, auch die des Mittleren Ostens, informieren zu können. Das Blatt bringt jeweils Dokumente, diverse Mitteilungen über Industrie, Wirtschaft und Kultur sowie zahlreiche internationale Pressestimmen zu den einschlägigen Problemen. G. L.

Bibliographische Notizen

Angermair, Rupert: Unsere Verantwortung dem andersgläubigen Bruder gegenüber, in: Religion und Weltanschauung, Mai/Juni 1956 (11/3), Seite 84—87. Aus diesen kompetenten Darlegungen in dem Sonderheft, das ganz einschlägigen Beiträgen gewidmet ist (u. a. auch Mchl, Johann: „Synagoge und Kirche“) sei hier wiedergegeben: „Fassen wir die Aufgaben aller Christen dem Judentum gegenüber zusammen:

1. Wir müssen *daran glauben*, daß Gottes Wort uns die künftige Einung mit den Juden im gemeinsamen Gottesreich verbürgt.